

(Nachdruck verboten.)

49]

Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexö.

Pelle stand da und sog Entsetzen ein, bis ihm die Knie schlotterten. Dann rannte er wie ein Besessener, tausend Schattenhände streckten sich im selben Augenblick nach ihm aus. Mit einem leisen Heulen arbeitete sich Pelle durch Dornen und Ranken hindurch. Das Tageslicht drang wie ein Schlag auf ihn ein, und hinter ihm griff eine feste Hand in seine Kleider; in seiner Seelenangst mußte er nach Vater Lasse rufen, — da gab die Hand ihn frei.

Und dann stand er draußen, mitten im Moor, und dort hoch oben über seinem Kopf saßen sie, auf einer Felspitze mitten in den Laubmassen. Von da oben gesehen, schien es, als sei die ganze Welt ein einziger Waldeswipfel, der bis ins Unendliche stieg und wieder fiel; da war Laub tief unten unter den Füßen und, so weit das Auge reichte, oben und unten. Man konnte sich versucht fühlen, sich dahineinzustürzen, so einladend weich sah die Tiefe aus. Karl Johann mußte zur Warnung für die anderen die Geschichte von dem Tischlergesellen erzählen, der hier in Alminding hoch oben von einer Felspitze herabgesprungen war, — weil das Laub so verlockend weich ausgesehen hatte. Wunderbarerweise kam er mit dem Leben davon, aber der hohe Baum, durch den er hinabgefallen war, hatte ihn völlig entkleidet.

Mons hatte dagestanden und Sara damit hänge gemacht, daß er hinabspringen wolle, jetzt zog er sich aber vorsichtig zurück. „Ich will meinen Konfirmationsanzug nicht daran wagen,“ sagte er und bemühte sich harmlos auszugehen.

Das merkwürdigste von allem war aber doch der „Reiterknecht“ mit der Königs Erinnerung. Schon allein der Turm — auch nicht die kleinste Kleinigkeit Holz war dazu benutzt, sondern nur Granit; und dann ging man rund herum bis in die Unendlichkeit. „Ihr zählt doch die Stufen?“ sagte Karl Johann ermahmend. Jawohl, sie zählten alle leise.

Es war hares Wetter, die Insel breitete sich in ihrer ganzen Leppigkeit unter ihnen aus. Die Knechte mußten vor allen Dingen versuchen, wie es war, wenn man da hinabspie, aber die Mägde waren schwindlig und standen in einem Haufen zusammen mitten auf der Plattform. Die Kirchen wurden unter Karl Johanns kundiger Anleitung gezählt, und alle die bekannten Orte wurden aufgesucht. „Da haben wir ja auch Stengarden!“ sagte Anders und zeigte auf etwas in der Ferne nach dem Meere zu. Es war nicht Stengarden, aber Karl Johann konnte aufs Haar sagen, hinter welchem Hügel es liegen mußte, und das Steinwerk konnten sie von hier aus erkennen.

Lasse nahm keinen Teil daran, er stand ganz still für sich und starrte nach der schwedischen Küste hinüber, die blauend hervortrat in weiter Ferne hinter dem schimmernden Wasser. Der Anblick des Heimatlandes machte ihn weich und alt; nach Hause kam er wohl nie wieder, obwohl er große Sehnsucht hatte, Bengtas Grab noch einmal zu sehen. Ja, ja, und das Beste, was einem geschehen konnte, war wohl an ihrer Seite zu ruhen, wenn alles aus war. Zu diesem Augenblick bereute er es, daß er auf seine alten Tage in Landflüchtigkeit gegangen war. — Kungstorpel — wie es da jetzt wohl aussehen mochte? Ob die neuen Leute den Boden wohl einigermaßen in Stand hielten? Und alle die alten Bekannten, — wie es denen wohl ergehen mochte? Die Erinnerungen eines alten Mannes stiegen mit einer solchen Gewalt in ihm auf, daß er für eine Weile Madam Olsen und alles was ihr war, vergaß. Er ließ sich von all dem Alten einfluten und weinte wie ein kleines Kind. Ach ja, es war hart, von der Heimat und allem fern zu sein auf seine alten Tage. Wenn es aber zum Segen für den Jungen werden konnte, so oder so, dann war ja alles gut.

„Das ist wohl Kopenhagen, was man da drüben sehen kann?“ fragte Anders.

„Das ist Schweden,“ antwortete Lasse still.

„Schweden? So-o? Aber das lag vergangenes Jahr doch nach der anderen Seite, wenn ich mich recht erinnere.“

„Ja, natürlich! Wozu sollt sich die Welt auch wohl sonst rund herumdrehen?“ rief Mons aus.

Anders war kurz davor, das für bare Münze zu nehmen, fing aber eine Grimasse auf, die Mons den anderen zuschnitt. „Ach, Du dummer Affe!“ rief er aus und sprang hinter Mons drein, der die steinerne Treppe hinabließ, es bullerte hohl hinter ihnen her wie in einer mächtigen Löhne. Die Mägde standen aneinandergelehnt und wiegten sich leise, während sie schweigend nach dem schimmernden Wasser hinüberstarrten, das da draußen in der Ferne die Insel umschloß. Der Schwindel hatte ihre Körper gelöst.

„Ihr steht ja da und träumt mit offenen Augen,“ sagte Karl Johann und versuchte, die Arme um sie alle zu schlingen. „Wollt Ihr nicht mit herunterkommen?“

Nun waren alle tüchtig müde. Niemand sprach ein Wort, denn Karl Johann führte ja; aber die Mädchen hatten eine große Neigung, sich hinzusehen.

„Nu haben wir bloß noch das Echotal,“ sagte er ermunternd, „und das liegt auf dem Rückweg. Das müssen wir mitnehmen, denn das ist es wert! Da sollt Ihr ein Echo hören, wie es in der heißen Hölle kein zweites gibt!“

Es ging langsam, die Füße waren wund von dem ledernen Schutzzeug und dem vielen unnützen Gehen. Aber als sie dann von dem steilen Felsenweg ins Tal hinabkamen und aus der Quelle getrunken hatten, wurden sie wieder munter. Karl Johann stellte sich mit gespreizten Beinen auf und rief nach der Felswand hinüber: „Worin ist Karl Johann ganz besessen?“ Und das Echo antwortete stehenden Fußes „Essen!“ Das war so schrecklich komisch, daß sie es alle hintereinander versuchen mußten, ein jeder mit seinem Namen — selbst Pelle. Als das erschöpft war, stellte Mons dem Echo eine Frage, auf die es mit einer Ungezogenheit antworten mußte.

„So was mußt Du ihm nich beibringen,“ sagte Lasse. „Wenn hier nu feine Damen herkommen und er es ihnen dann nachruft!“ Sie kamen beinahe um vor Lachen über den Witz des Alten, und er war so entzückt von dem Beifall, daß er die Worte auf dem Rückweg still vor sich wiederholte. Na ja — so ganz vor die Hunde gegangen ist man wohl auch noch nicht.

Als sie zu den Wagen zurückgekehrt waren, spürten sie einen Heißhunger und gingen an, ihre Mahlzeit abzuhalten. „Was muß man doch haben, womit man sich anrecht halten kann, wenn man so rumgeht und nichts tut!“ sagte Mons.

„So,“ sagte Karl Johann, als sie fertig waren, „nu hat ein jeder seine Freiheit zu gehen, wo er hin will. Aber Schlag neun Uhr versammeln wir uns hier wieder. Denn wolln wir nach Hause fahren.“

Oben auf dem Platz gab Lasse Pelle einen heimlichen Puff, und sie gingen an, mit einer Kuchentrau zu handeln, bis die anderen ein gutes Stück vorangekommen waren. „Es ist nich angenehm, drittes Rad am Wagen zu sein,“ sagte Lasse. „Nu wolln wir beide mal auf eigene Hand gehen.“

Lasse ging umher und machte einen langen Hals. „Suchst Du wen?“ fragte Pelle.

„Ne, das gerad nich, aber ich wunder mich, wo alle die vielen Menschen herkommen. Hier sind welche aus 'm ganzen Land, bloß von da unten aus 'm Dorf hab ich noch keine gesehen.“

„Glaubst Du nich, daß Madam Olsen heut hierher kommt?“

„Ja, Gott weiß,“ sagte Lasse — „es könnt ja ganz lustig sein, sie hier zu begrüßen. Ich möcht auch gern ein paar Worte mit ihr sprechen. Du hast ja junge Augen — kommst Du Dich nich mal umsehen?“

Pelle bekam fünfzig Dere, die er ausgeben durfte, wozu er wollte. Rings umher auf dem Platz saßen die armen Frauen aus der Heide an kleinen Marktständen und verkauften bunte Zuderstangen, Sonigtuchen und Zweiföregarren. Vorläufig ging er von einer Frau zur anderen und kaufte von jeder für einen oder zwei Dere.

Dort unter den Bäumen stand der blinde Höger, der eben mit neuen Liedern aus der Hauptstadt gekommen war; es wimmelte von Menschen um ihn herum. Er spielte die Melodie auf seiner Handharmonika, seine kleine, verblichene Frau sang vor, und die ganze Schar fiel vorsichtig ein. Wer die Melodie gelernt hatte, ging singend davon und andere drängten sich an den Platz und erlegten fünf Dere.

Lasse und Pelle standen am äußersten Rande und lauschten. Es hatte keinen Zweck, Geld zu bezahlen, ehe man

Wüste, was für Waren man bekam; Morgen waren die Lieder doch schon über die ganze Insel und gingen gratis von Mund zu Mund. — „Ein Mann von achtundachtzig Jahr — ein neues und erbauliches Lied, was davon handelt, wie es geht, wenn ein abfälliger Mann sich eine junge Frau nimmt!“ rief Höger mit heiserer Stimme, ehe der Gesang begann. Aus dem Lied machte sich Lasse nun gerade nicht sonderlich viel. Aber dann kam das schrecklich traurige Lied von dem Seemann George Semon, der so zärtlichen Abschied von seinem Mädchen nahm:

Und sagte, wenn ich hier wieder steh,
Ich fröhlich mit Dir zur Kirche geh.

Aber er kehrte nie zurück, denn der Sturm fiel fünfundvierzig Tage und Nächte über sie her, der Proviant war verzehrt, und der Schatz des Mädchens versank in die Nacht des Wahnsinns. Er zückte sein Messer gegen den Kapitän und verlangte nach Hause zu seiner Braut zu kommen. Der Kapitän schoß ihn nieder. Da stürzten sich die anderen über die Leiche, trugen sie in die Kombüse und kochten Suppe davon:

„Doch die arme Braut im Heimatsland,
Sie will nicht weichen vom Meeresstrand.
An den Altar will sie treten in seliger Lust —
Weiß nicht, daß der Liebste hat sterben gemußt.“

„Das is hübsch,“ sagte Lasse und wühlte in dem Geldbeutel nach einem Fünffestück. „Sieh zu, daß Du das lernst — Du hast ja Gehör für so was.“ Sie pufften sich durch die Menge, ganz bis an den Spielmann heran und fingen an, vorsichtig mitzusingen, rings um sie her schluchzten die Mädchen.

Sie gingen zwischen den Zelten hin und her. Lasse war ein wenig rastlos. Da war eine ganz lange Straße von Tanzbuden, Zelten mit Gauklern und Panoramamännern, Schenkwirtschaften. Die Ausrufer standen da und schwißten, die Schenkwirte gingen vor den Zeltöffnungen auf und nieder wie gierige Raubvögel. Noch war kein rechter Schwung in der Sache, die meisten Menschen waren noch draußen, rings umher auf den Aussichtspunkten; oder sie amüsierten sich in aller Harmlosigkeit — mühten sich mit der Kraftprobe ab und glitten in den Gauklerzelten aus und ein. Da war kein Mann, der nicht ein werbliches Wesen im Gefolge gehabt hätte. Bei den Erfrischungszelten wollte manch einer gerne stehen bleiben, aber das Frauenzimmer zog ihn weiter; dann gähnte er und ließ sich nach einem Karussell schleppen, oder in das Panoramazelt, wo man die schönsten Bilder davon sah, wie der Krebs und andere Krankheiten im Innern des Menschen regieren.

„Dies sind so recht Sachen für Frauenzimmer, dies hier,“ sagte Lasse und sandte aufs Geratewohl einen Seufzer nach Madam Olsen aus.

In Madwigs Karussell saß Gustav hoch zu Ross und hatte Bodil um die Taille gefaßt. „Gallo, Alter!“ rief er, indem er vorüberausste und schlug Lasse seine Mütze, die die weiße Seite nach außen gekehrt hatte, um die Ohren. Sie strahlten wie der Tag und die Sonne, die beiden.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Er laßt die Hand küssen.

Von Marie von Ebner-Eschenbach.

„Beim Souper, an dem, wie an jeder Mahlzeit, der Hofstaat, bestehend aus einigen armen Verwandten und aus den Spitzen der gräflichen Behörden, teilnahm, sagte meine Großmutter zum Herrn Direktor, der neben ihr saß: „Die Schwester des Mischka, des neuen Gartenarbeiters, scheint mir ein nettes, flinkes Mädchen zu sein, und ich wünsche, es möge für die Kleine ein Posten ausgemittelt werden, an dem sie sich etwas verdienen kann.“ Der Direktor erwiderte: „Zu Befehl, hochgräfliche Gnaden, sogleich... obwohl der Mischka meines Wissens eine Schwester eigentlich gar nicht hat.“

„Ihres Wissens,“ versetzte meine Großmutter, „das ist auch etwas, Ihr Wissen!... Eine Schwester hat Mischka und ein Brüderchen. Ich habe heute alle drei auf dem Felde gesehen.“

„Em, hm,“ lautete die ehrsüchtige Entgegnung, und der Direktor hielt die Serviette vor den Mund, um den Ton seiner Stimme zu dämpfen, es wird wohl — ich bitte um Verzeihung des obzöneren Ausdrucks, die Geliebte Mischkas und, mit Respekt zu sagen, ihr Kind gewesen sein.“

Der unwilligen Zuhörerin dieser Erzählung wurde es immer schwerer, an sich zu halten, und sie rief nun: „Sie behaupten, daß Sie nicht dabei waren, als diese denkwürdigen Reden gewechselt wurden? Woher wissen Sie denn nicht nur über jedes Wort, sondern auch über jede Miene und Geberde zu berichten?“

„Ich habe die meisten der Beteiligten gekannt, und weiß — ein bißchen Maler, ein bißchen Dichter, wie ich nun einmal bin — weiß aufs Haar genau, wie sie sich in einer bestimmten Lage benommen und ausgedrückt haben müssen. Glauben Sie Ihren treuen Berichterstatter, daß meine Großmutter nach der Mitteilung, welche der Direktor ihr gemacht, eine Wallung des Zornes und der Menschenverachtung hatte. Wie gut und fürsorglich für ihre Untertanen sie war, darüber können Sie nach dem bisher Gehörten nicht in Zweifel sein. Im Punkte der Moral jedoch verstand sie nur äußerste Strenge, gegen sich selbst nicht milder als gegen andere. Sie hatte oft erfahren, daß sie bei Männern und Frauen der Sittenverderbnis nicht zu steuern vermöge, der Sittenverderbnis bei halbreifen Geschöpfen jedoch, der mußte ein Bügel angelegt werden können. — Meine Großmutter schickte ihren Kammerdiener wieder zu den Eltern Mischkas. Mit der Lieblichkeit des Burschen habe es aus zu sein. Das sei eine Schande für so einen Buben, ließ sie sagen, ein solcher Bub habe an andere Dinge zu denken.“

Der Mischka, der zu Hause war, als die Botschaft kam, schämte sich in seine Haut hinein...“

„Es ist doch stark, daß Sie jetzt gar in der Haut Mischkas stecken wollen!“ fuhr die Gräfin höhnlisch auf.

„Bis über die Ohren!“ entgegnete der Graf, „bis über die Ohren steck ich darin! Ich fühle, als wäre ich es selbst, die Verstärkung und Beschämung, die ihn ergriff. Ich sehe ihn, wie er sich windet in Angst und Verlegenheit, einen scheuen Blick auf Vater und Mutter wirft, die auch nicht wissen, wo ein und aus vor Schrecken, ich höre sein jammervoll klingendes Lachen bei den Worten des Vaters: „Erbarmen Sie sich, Herr Kammerdiener! Er wird ein Ende machen, das versteht sich, gleich wird er ein Ende machen!““

„Diese Versicherung genügte dem edlen Friß, er kehrte ins Schloß zurück und berichtete, glücklich über die treffliche Erfüllung seiner Mission, mit den gewohnten Anbeugungen und dem gewöhnlichen demütigen und freudestrahlenden Ausdruck in seiner Vogelphysiognomie: „Er laßt die Hand küssen, er wird ein Ende machen.““

„Lächerlich!“ sagte die Gräfin.

„Höchst lächerlich!“ bestätigte der Graf. „Meine gute, vertrauensvolle Großmutter hielt die Sache damit für abgetan, dachte auch nicht weiter darüber nach. Sie war sehr in Anspruch genommen durch die Vorbereitungen zu den großen Festen, die alljährlich am 10. September, ihrem Geburtstage, im Schlosse gefeiert wurden, und einen Vor- und Nachtrab von kleinen Festen hatten. Da kam die ganze Nachbarschaft zusammen, und Dejeuners, auf dem grünen Teppich der Wiesen, Jagden, Pirutschaden, Soupers bei schönster Walbbeleuchtung, Wälle — und so weiter folgten einander in fröhlicher Reihe... Man muß gesehen, unsere Alten verstanden Platz einzunehmen und Lärm zu machen in der Welt. Gott weiß, wie langweilig und öde unser heutiges Leben auf dem Schlosse ihnen erscheinen müßte.“

„Sie waren eben große Herren,“ entgegnete die Gräfin bitter, „wir sind auf das Land zurückgezogene Armenbäter.“

„Und — Armenmütter,“ versetzte der Graf mit einer galanten Verneigung, die von derjenigen, der sie galt, nicht eben gnädig aufgenommen wurde. Der Graf aber nahm sich das Mißfallen, das er erregt hatte, keineswegs zu Herzen, sondern spann mit hellem Erzählerbegehren den Faden seiner Geschichte fort:

„So groß der Dienertroß im Schlosse auch war, während der Dauer der Festlichkeiten genügte er doch nicht, und es mußten da immer Leute aus dem Dorfe zur Aushilfe requiriert werden. Wie es kam, daß sich gerade diesmal auch Mischkas Geliebte unter ihnen befand, weiß ich nicht, genug, es war der Fall, und die beiden Menschen, die einander hätten meiden sollen, wurden im Dienste der Gebieterin noch öfter zusammengeführt, als dies in früheren Tagen bei der gemeinsamen Feldarbeit geschehen war. Er, mit einem Botengang betraut, lief vom Garten in die Küche, sie, von der Küche in den Garten — manchmal trafen sie sich auch unterwegs und verweilten plaudernd ein Viertelstündchen...“

„Neuerst interessant!“ spottete die Gräfin — „wenn man doch nur wüßte, was sie einander gesagt haben.“

„O, wie Sie schon neugierig geworden sind! — aber ich verrate Ihnen nur, was unumgänglich zu meiner Geschichte gehört. — Eines Morgens lustwandelte die Schloßfrau mit ihren Gästen im Garten. Zufällig lenkte die Gesellschaft ihre Schritte nach einem selten betretenen Laubgang und gewahrte am Ende desselben ein junges Pärchen, das, aus verschiedenen Richtungen kommend, wie freudig überrascht stehen blieb. Der Bursche, kein anderer als Mischka, nahm das Mädchen rasch in die Arme und küßte es, was es sich ruhig gefallen ließ. Ein schallendes Gelächter brach los — von den Herren und, ich fürchte, auch von einigen der Damen ausgestoßen, die der Zufall zu Zeugen dieses kleinen Auftritts gemacht hatte. Nur meine Großmutter nahm nicht teil an der allgemeinen Heiterkeit. Mischka und seine Geliebte stoben natürlich scherzend einer voraussetzlichen Einwendung der Gräfin entgegen, „glaubte in dem Augenblick sein armes Mädchen zu hassen. Am selben Abend jedoch überzeugte er sich des Gegenteils, als er nämlich erfuhr, die Kleine werde mit ihrem Kinde nach einer anderen Herrschaft der Frau Gräfin geschickt; zwei Tagereisen weit für einen Mann, für eine Frau, die noch dazu ein anderthalb Jahre altes Kind mitschleppen mußte, wohl noch einmal so viel. — Mehr

als: „Herrgott! Herrgott! o du lieber Herrgott!“ sprach Mijscha nicht, gebärdete sich wie ein Träumender, begriff nicht, was man von ihm wollte, als es hieß, an die Arbeit gehen — warf plötzlich den Rechen, den ein Gehilfe ihm samt einem erweckenden Rippenstoß verabsolgte, auf den Boden und rannte ins Dorf, nach dem Hüttchen, in dem seine Geliebte bei ihrer kranken Mutter wohnte, das heißt, gewohnt hatte, denn nun war es damit vorbei. Die Kleine stand reisefertig am Lager der völlig gelähmten Alten, die ihr nicht einmal zum Abschiedslegen die Hand aufs Haupt legen konnte und die bitterlich weinte. „Hört jetzt auf zu greinen,“ sprach die Tochter, „hört auf, liebe Mutter. Wer soll Euch denn die Tränen abwischen, wenn ich einmal fort bin?“

„Sie trocknete die Wangen ihrer Mutter und dann auch ihre eigenen mit der Schürze, nahm ihr Kind an die Hand und das Bündel mit ihren wenigen Habseligkeiten auf den Rücken und ging ihres Weges an Mijscha vorbei und wagte nicht einmal, ihn anzusehen. Er aber folgte ihr von weitem, und als der Knecht, der dafür zu sorgen hatte, daß sie ihre Wanderung auch richtig antrate, sie auf der Straße hinter dem Dorfe verließ, war Mijscha bald an ihrer Seite, nahm ihr das Bündel ab, hob das Kind auf den Arm und schritt so neben ihr her.

Die Feldarbeiter, die in der Nähe waren, wunderten sich: — „Was tut er denn, der Tropf? . . . Seht er mit? Glaubst er, weil er so dumm ist, daß er nur so mitgehen kann?“

Bald nachher kam leidend und schreiend der Vater Mijschas gerannt: „O, ihr lieben Heiligen! Heilige Mutter Gottes! hab ich mir's doch gedacht — seiner Dirne laßt er nach, bringt uns noch alle ins Unglück. . . . Mijscha! Sohn — mein Junge! . . . Nichtsnutz! Teufelsbrut!“ — jammerte und fluchte er abwechselnd.

Als Mijscha die Stimme seines Vaters hörte und ihn mit drohend gedrohenem Stode immer näher herankommen sah, ergriff er die Flucht, zur größten Freude des Knäbleins, das „Gott! Gott!“ jauchzte. Bald jedoch bejann er sich, daß er seine Gefährtin, die ihm nicht so rasch folgen konnte, im Stich gelassen, wandte sich und lief zu ihr zurück. Sie war bereits von seinem Vater erreicht und zu Boden geschlagen worden. Wie wahnsinnig raste der Bornige, schlug drein mit den Füßen und mit dem Stode und ließ seinen ganzen Grimm über den Sohn an dem wehlosen Geschöpfe aus.

Mijscha warf sich dem Vater entgegen, und ein fürchtbares Ringen zwischen den beiden begann, das mit der völligen Niederlage des Schwächeren, des Jüngeren endete. Windelweich geprügelt, aus einer Stirnwunde blutend, gab er den Kampf und den Widerstand auf. Der Häusler faßte ihn am Hemdtragen und zerrte ihn mit sich; der armen kleinen Frau aber, die sich inzwischen mühsam aufgerafft hatte, rief er zu: „Mach fort!“

Sie gehorchte lautlos, und selbst die Arbeiter auf dem Felde, stumpfes, gleichgültiges Volk, fühlten Mitleid und sahen ihr lange nach, wie sie so dahinwankte mit ihrem Kinde, so hilfsbedürftig und so völlig verlassen.

In der Nähe des Schlosses trafen Mijscha und sein Vater den Gärtner, den der Häusler sogleich als „gnädiger Herr“ ansprach und flehentlich eruchte, nur eine Stunde Geduld zu haben mit seinem Sohne. In einer Stunde werde Mijscha gewiß wieder bei der Arbeit sein; jetzt müsse er nur geschwind heimgehen und sich waschen und sein Hemd auch. Der Gärtner fragte: „Was ist ihm denn? Er ist ja ganz blutig.“ — „Nichts ist ihm,“ lautete die Antwort, „er ist nur von der Leiter gefallen.“

„Mijscha hielt das Wort, das sein Vater für ihn gegeben, und war eine Stunde später richtig wieder bei der Arbeit. Am Abend aber ging er ins Wirtshaus und trank sich einen Rausch an, den ersten freiwilligen, war überhaupt seit dem Tage wie verwandelt. Mit dem Vater, der ihn gern verhöhnt hätte, denn Mijscha war, seitdem er im Schlossgarten Beschäftigung gefunden, ein Kapital geworden, das Finken trug, sprach er kein Wort, und von dem Gelde, das er verdiente, brachte er keinen Kreuzer nach Hause. Es wurde teils für Brantwein verausgabt, teils für Unterstüßungen, die Mijscha der Mutter seiner Geliebten angedeihen ließ — und diese zweite Verwendung des von dem Burischen Erworbenen erschien dem Häusler als der ärgste Frevel, den sein Sohn an ihm begehen konnte. Daß der arme Teufel, der arme Eltern hatte, etwas weggeschenke, an eine Fremde weggeschenke, der Gedanke wurde der Alp des Alten, sein magerer Wurm. — Je wütender der Vater sich gebärdete, desto verstockter zeigte sich der Sohn. Er kam zuletzt gar nicht mehr nach Hause, oder höchstens einmal im geheimen, wenn er den Vater auswärts wußte, um die Mutter zu sehen, an der ihm das Herz hing. Diese Mutter . . . der Graf machte eine Pause — „Sie, liebe Freundin, kennen sie, wie ich sie kenne.“

„Ich soll sie kennen? . . . Sie lebt noch?“ fragte die Gräfin ungläubig.

„Sie lebt; nicht im Urbilde zwar, aber in vielfachen Urbildern. Das Kleine schwächliche, immer lebende Weiblein mit dem sanften, vor der Zeit gealterten Gesicht, mit den Bewegungen des verprügelten Hundes, das untertänigst in sich zusammenstinkt und zu lächeln versucht, wenn eine so hohe Dame wie Sie sind, oder ein so guter Herr, wie ich bin, ihm einmal zuruft: „Wie geht's?“ und in demütigster Freundlichkeit antwortet: „Bergelt's Gott — wie's eben kann.“ — Gut genug für unsern, ist seine Meinung, für ein Lasttier in Menschengestalt. Was dürfte man anders verlangen, und wenn man's verlangt, wer gäbe es einem? — Du nicht, hohe Frau, und Du nicht, guter Herr . . .“

„Weiter, weiter!“ sprach die Gräfin. „Sind Sie bald zu Ende?“

„Bald. — Der Vater Mijschas kam einst zu ungewohnter Stunde nach der Hütte und fand da seinen Jungen. „Zur Mutter also lara er kommen, zu mir nicht,“ schrie er, schimpfte beide Verräter und Verschwörer und begann Mijscha zu mißhandeln, was sich der gefallen ließ. Als der Häusler sich jedoch anschickte, auch sein Weib zu züchtigen, fiel der Burische ihm in den Arm, Wertwürdig genug, warum just damals? Wenn man ihn gefragt hätte, wie oft er den Vater die Mutter schlagen sah, hätte er sagen müssen: „Soviel Jahre, als ich ihrer gedente, mit dreihundertfünfundsechzig multipliziert, das gibt die Zahl.“ — Und die ganze Zeit hindurch hatte er dazu geschwiegen, und heute loderte beim längst gewohnten Anblick plötzlich ein unbezwingbarer Born in ihm empor. Zum zweiten Male nahm er gegen den Vater Partei für das schwächere Geschlecht, und diesmal blieb er Sieger. Er scheint aber mehr Entsetzen als Freude über seinen Triumph empfunden zu haben. Mit einem heftigen Aufschluchzen rief er dem Vater, der nun klein beigeben wollte, rief er der weinenden Mutter zu: „Lebt wohl, mich seht ihr nie wieder!“ und stürmte davon. Vierzehn Tage lang hofften die Eltern umsonst auf seine Rückkehr, er war und blieb verschwunden. Bis ins Schloß gelangte die Kunde seiner Flucht; meiner Großmutter wurde angezeigt, Mijscha habe seinen Vater halbtot geschlagen und sich dann davon gemacht. Nun aber war es nach der Verletzung des höchsten Gebotes diejenige des vierten, die von meiner Großmutter am schärfsten verdammt wurde; gegen schlechte und undankbare Kinder kannte sie keine Nachsicht. . . . Sie befahl, auf den Mijscha zu jähnden, sie befahl, seiner habhaft zu werden und ihn heimzubringen zu exemplarischer Bestrafung.

(Schluß folgt.)

Wille und Alkohol.

Durch Experimente an Menschen ist schon oft die alltägliche Erfahrung nachgeprüft und bestätigt worden, daß der Alkohol schädigende Wirkungen auslöst. Welche geistigen Fähigkeiten am stärksten und welche weniger empfindlich getroffen werden, wußte man aber bisher nicht im einzelnen genau festzulegen. Spezielle Versuche über den Einfluß des Alkohols auf den Willen fehlten bisher. Diese Lücke ist kürzlich durch eine experimentelle Untersuchung von Dr. Hildebrandt: „Ueber die Beeinflussung der Willenskraft durch den Alkohol“ (Leipzig 1910), ausgefüllt worden. Die „Willenskraft“ wird dabei als positive Seite des Wollens (= der Möglichkeit, mit dem Willen einzugreifen) von der Motivation (= den Beweggründen) des Wollens geschieden. Die Methode der Untersuchung bestand darin, daß entsprechende Tätigkeiten an einzelnen Tagen nach Genuß von 50 bzw. 100 ccm 90prozentigen Alkohol*, an anderen nach Verabreichung von Limetta (Frucht-Süßstoff) unter sonst gleichen Bedingungen ausgeführt wurden.

Die Ergebnisse waren überraschend. Durch den Alkohol wurde die Möglichkeit der Willenskonzentration nicht herabgemindert. „Mit den Erscheinungen des täglichen Lebens stimmt diese Tatsache überein. Bisweilen kommt es vor, daß jemand im Rausch durch irgend welche plötzlich eintretenden Ereignisse vor eine bestimmte Aufgabe gestellt wird oder durch eigene Sorglosigkeit in eine gefährliche Lage gerät, zu deren Ueberwindung unter normalen Verhältnissen einige Konzentration nötig ist. Im Augenblick sind die Lähmungen zurückgetreten; die betreffende Person zeigt keine auffälligen Spuren des vorher vorhandenen Rausches und handelt richtig.“ Da vor jeder Ausführung der gewollten Tätigkeit die Aufgabe vom Versuchsleiter neu gestellt wurde, war es den Versuchspersonen möglich, sich energisch zusammenzufassen. Ein Umstand wirkte dabei besonders günstig. Das Wissen des veränderten Zustandes verursachte an den „Alkoholtagen“ eine stärkere Konzentration des Willens als an den „Normaltagen“, wo die Versuchspersonen leicht weniger acht gaben. Die Erhöhung der Willensanstrengung führte nach dem Genuß von 50 ccm Alkohol mitunter sogar dazu, daß schneller reagiert (gehandelt) wurde als nach dem Limettatrank. Bei den größeren Alkoholdosen (100 ccm) vermochte die Konzentration dagegen die Lähmung der Auffassung nicht auszugleichen. Damit kommen wir zu einer ersten Einschränkung der scheinbar günstigen Ergebnisse für den Alkohol. Was nützt es, daß wir mit unserem Willen eingreifen, Entschlüsse fassen und ausführen können, wenn der Alkohol das Material unserer Entschlüsse fälscht! Bei den Hildebrandtschen Untersuchungen zeigte sich durch den Alkoholgenuß eine Verschlechterung der Auffassung, die bei dem 100 ccm-Quantum deutlich zum Ausdruck kam. Die Wahrnehmungen wurden in ihrer Klarheit herabgesetzt.

Neben der Verschlechterung der Auffassung von Sinnesindrücken setzte der Alkohol motorische Erregung (Erregung der Leitungsnerven für Bewegungen). Sie äußerte sich in dem bei Berauschten bekannten Brauch, zu sprechen. Die Versuchspersonen stellten sich selbst unnötigerweise die Aufgabe, möglichst rasch zu handeln, was zwar zum Teil zu schnelleren Leistungen, zum Teil

*) Diese Mengen entsprechen 1 bzw. 2 Liter 5prozentigen Bieres.

aber zu falschen Lösungen führte. Was nutzt also die Möglichkeit der Konzentration und eine beschleunigte Ausführung, wenn der Alkohol die Ruhe der Tätigkeit gefährdet!

Die größere motorische Erregung führt jeden Veranschäuferten dem cholertischen Temperament nahe, das sich durch schnelle Handlungen und starke Entschlüsse, aber von geringer Dauer, auszeichnet. Der Krunkene gleicht ferner dem Sanguiniker durch die Sorglosigkeit in seinem Verhalten. Wie auch die Ausführung der Aufgaben ausfallen mag, der Sanguiniker lächelt selbst bei Mißerfolgen. So hat auch der Angetrunkene die Kraft, richtig zu handeln, aber er ist selbst bei Fehlschlägen heiter und denkt nicht viel an seine früheren Pläne, die rasch wechseln. Cholertisch und sanguinisch veranlagten Personen ist der Alkohol daher doppelt gefährlich. Aus den mannigfachen Einzelergebnissen wollen wir noch das hervorheben, daß der Alkohol Neigung zu Wiederholungen hervorbringt. Bewußtseinsinhalte drängen sich immer wieder auf; sie persequieren, wie der Psychologe sagt.

Zum Schluß wollen wir mit G. darauf hinweisen, daß die Ergebnisse durch zwei Momente noch günstiger ausgefallen sind, als es unter anderen Umständen geschehen wäre. Einmal handelte es sich um kurze, durch Pausen unterbrochene Handlungen. Die Versuchspersonen hatten Zeit, immer wieder mit ihrem Willen von neuem einzugreifen. Die Pausen dienten so der Ruhe und stets mit frischer Kraft einsetzenden Willensanstimmungen. Bei fortwährenden Leistungen wird der Alkohol wahrscheinlich weit erheblichere Lähmungen setzen. Sodann handelte es sich bei den Experimenten um „akute“ (einmalige) Alkoholvergiftung. Chronische Alkoholvergiftung bringt wahrscheinlich direkte Schädigungen des Willens hervor.

Zimmerhin sind die Resultate, daß die Willenskraft an sich durch den Alkohol nicht beeinflusst wird, von Bedeutung. Sie zeigen z. B., weshalb die seelischen Wirkungen des gelegentlichen Alkoholgenusses nicht so einschneidende sind wie etwa die des Morphiums. Selbst kleinere Morphiumgaben wirken nach Kraepelin von vornherein lähmend auf den Willen und verursachen die tiefgehende Charakteränderung und Energielosigkeit des Morphinisten. Der Alkoholiker kann dagegen noch zu vorübergehenden Willensleistungen befähigt sein.

Ernst Lint.

Kleines feuilleton.

Die Mona Lisa angezweifelt. Nun ist auch das Louvre-Museum in die Lage gekommen, das berühmteste Werk Lionardo da Vinci's, das er in seinem Besitz hat, gegen die respektlose Kritik verteidigen zu müssen. Ein Spanier behauptet nämlich im „New York Herald“, daß die Mona Lisa (auch „Gioconda“ genannt) des Pariser Museums nicht das Originalgemälde, sondern nur eine vom gealterten Meister auf Wunsch Franz I. in einiger Hast angefertigte Variante eines Bildes sei, das, vom Katalog als Kopie bezeichnet, im Madrider Prado hängt. Das Madrider Bild gehörte nachweislich zur Sammlung Karls V. und galt damals als Original. Es weicht in mehreren Punkten vom Pariser Bilde ab und hat, wie der Einsender behauptet, vor diesem, das von der Zeit ziemlich arg hergenommen ist, die Sorgfalt der Zeichnung und die Leuchtkraft der Farben voraus. Es entspricht auch weit mehr der Beschreibung Vasaris als das Pariser Bild. Die Verteidiger der Pariser Mona Lisa berufen sich darauf, daß Herr Bode sie für das Original hält. Aber auch die Gegner.

Kulturgeschichtliches.

Die Schwiegermutter bei den Indogermanen^{*)}. Wenn wir heute von der bösen Schwiegermutter sprechen, so denken wir stets nur an die Mutter der Frau. Sie ist der Gegenstand liebevollster Aufmerksamkeit in zahllosen Dichtbältern. In dieser Stellung ist sie aber erst im Laufe der Geschichte gekommen. Die erste „böse Schwiegermutter“ war ursprünglich die Mutter des Mannes.

Der Sohn führte die junge Frau in das Haus des Vaters, um dort mit ihr und den Seinigen zu leben. Der umgekehrte Fall, daß ein junger Mann in das Haus der Frau einheiratet, kommt zwar überall vor, ist aber sicher nur ausnahmsweise und nicht für die indogermanische Urzeit anzunehmen. Im gegenwärtigen Europa gibt es nur ein Volk, bei dem dieses Einheiraten allgemeiner Volksbrauch ist. Es sind die Zigeuner.

Der Empfang im neuen Hause, also im Hause der Eltern des Mannes, war für die junge Frau kein sehr erfreulicher. Wohl wird ihr bei dieser Gelegenheit schon in Rigveda gewünscht:

„So schalt' und waffe denn im Haus
ob Schwieger und ob Schwiegerin,
die Schwäger und die Schwägerin,
sie sind Dir gleichfalls untertan.“

Aber die russischen Volkslieder lehren uns, daß dieses Ziel, wenn überhaupt, erst nach hartem Kampfe erreicht wird; denn

^{*)} Die Ausführungen entnehmen wir dem Bändchen „Die Indogermanen“ von Professor O. Schrader, das in der Sammlung „Wissenschaft und Bildung“ vor kurzem erschienen ist. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig. Preis geb. 1,25 M.)

alles haßt auf der Neugekommenen herum. Der Schwiegerbater schilt sie eine Bärin, die Schwiegermutter eine Menschenfresserin, der Schwager eine Schlampe, die Schwägerin eine Faulengerin. Bei gewissen Völkern, z. B. bei den Armeniern, wird der jungen Frau sogar ein Schweigegebot bis zur Geburt des ersten Kindes auferlegt. Überall wird ihre strenge Zurückhaltung zur Pflicht gemacht. Schon bei den alten Indern wird ihr selbst das Plaudern mit dem Schwiegerbater streng untersagt. Dazu wird Arbeit über Arbeit von ihr verlangt. Der Schwiegerbater befiehlt ihr (im russischen Volkslied) Getreide zu dreschen und zu trodnen, die Schwiegermutter, Leinwand anzuzetteln, Wasser im kalten Winter zu holen, aus dem Keller den „grünlichen Wein“ zu bringen, der Schwager, das „gute Pferd zu satteln“, die Schwägerin, ihr „die röhrenförmige Haarflechte zu flechten“. Aber die eigentliche Feinigerin der Schwiegertochter, oft mit der Knute in der Hand, ist doch die Schwiegermutter, und wie es die Herdgemeinschaft ist, in der, wie wir sahen, die väterliche Gewalt und die Anechtung des Weibes wurzeln, so ist sie zugleich die eigentliche Heimat der alten volkstümlichen Vorstellung von der „bösen Schwiegermutter“. Selbstverständlich kann hiermit nur die Mannesmutter gemeint sein, die Weibesmutter in ihrem Verhältnis zum Schwiegerjohn schon deshalb nicht, weil zwischen diesen beiden Personen eigentliche verwandtschaftliche Beziehungen in der Urzeit noch nicht angenommen wurden, und als dieselben bei den Einzelvölkern aufgefunden waren, zunächst, wie es noch heute im ganzen Osten und Südosten Europas der Fall ist, vielmehr der Schwiegerjohn durch seine Unerschämtheit und Habgucht der Weibesmutter gegenüber als der „böhere“ Teil aufgefaßt wurde.

Technisches.

Fortschritte in der Kachelindustrie. Die alte Erfahrung, daß Industriezweige durch erfolgreiche Konkurrenz genötigt werden, einen neuen Anlauf zu nehmen, trifft auch auf die deutsche Kachelofenindustrie zu. Die Einführung der Zentralheizung, deren Gebiet allerdings beschränkt ist, hat die Kachelfabrikanten auf die Feine gebracht und gerade in allerletzter Zeit ist ein entschiedener Fortschritt auf diesem Gebiet zu verzeichnen. Die Form des Kachelofens hat man dem modernen Geschmack völlig angepaßt, und die großen Unternehmer in dieser Industrie zahlen hohe Honorare, um sich die besseren Muster von einem Möhring, Muthesius oder Albin Müller erwerben zu lassen. Die ersten Architekten entwerfen heute die bekannte „Linie“, die doch überall vorhanden sein muß, und neben der willkürlich künstlerischen Form des Fabrikats garantiert der Name des Professors noch für eine erfolgreiche Kellame. Aber auch praktisch ist man geworden. Man baut heute keine Kachelöfen kleineren Formats, die auf zierlichen Füßen stehen, ja sogar solche, die unten Mädchen besitzen und die man im Zimmer spazieren fahren kann. Es ist also hier die Möglichkeit gegeben, den silbollen Wärmepender ohne viel Schwierigkeiten in eine andere Ecke des Zimmers zu stellen. Der bekannte Kunstkritiker Cornelius Gurlitt schrieb einmal, daß man mit der Liebsten am Kamin, mit der Familie aber am Ofen sitzen möchte. Das klingt ein bißchen patriarchalisch und romantisch zugleich. Unsere Väter hatten's jedoch. Sie saßen auf einer hölzernen Ofenbank. Heute gibt es die nur noch in der Bauernstube. Aber der moderne Ofenbau hat auch hierin Wandel geschaffen und die Möglichkeit zum Kosen am Ofen gegeben. Man baut heute aus Kachelmaterial Ofenbänke an den Ofen ein.

Neu ist auch das Verfahren, statt der großen rohen oder bronzierten Werkstücke, mit denen man die mittlere Front etwa in guter halber Höhe verziert, Landschaftsbilder anzuwenden. Man braucht dann keine bestimmte Einlage in die weiße oder bunte Kachelfläche zu schaffen, sondern das Bild ist so gemalt, daß mehrere Kacheln sein Ganzes bilden. Doch malt man auch das Bild auf eine einzige, der Größe des Entwurfs entsprechende Kachel, die ebenso wie früher das rohe Züslogramm an bestimmter Stelle eingefügt wird. Auf diesem Gebiet wird entschieden gutes geleistet; ein solcher Ofen, in dem sich Stil und Farbe in künstlerischer Vollendung treffen, macht einen vortrefflichen Eindruck. Interessant ist das Verfahren bei solcher Kachelmalerei. Der Kake wird meinet: eine geschickte Hand und ein guter Pinsel neben dem selbstverständlichen Farbentopf. Doch da irrt er. Bei dem jetzt schon vielfach zur Einführung gelangten Verfahren braucht der Maler überhaupt keinen Pinsel mehr. Spritzen ist die Lösung. Man härtet die Kachel einmal und trägt dann den weißen Schmelz auf. Diesen läßt man etwas trodnen, bis er leidlich hartem Schnee gleicht. An der Wand hängt ein Gummischlauch mit Farbe, den der Maler über die auf die Kachel gelegte Schablone führt. Wohl in einer Minute ist das Bild fertig. In den weichen Schmelz hat sich die Farbe gedrängt. Die Kachel wird hierauf einer Hitze von 950 Grad Celsius ausgeleht, und somit ist nur ein zweimaliges Brennen nötig, im Gegensatz zu dem früheren Verfahren mit dem Pinsel. Dieses Verfahren hat den Vorzug der Schnelligkeit und ergibt auch als solche eine dauerhaftere Malerei als die auf gebrannter Glasur aufgetragene. Soll das zu malende Bild mehrfarbig sein, so werden der Reihe nach mehrere Schablonen genommen. Das Ganze ist ein sehr interessanter technischer Fortschritt. Alle die genannten Neuerungen aber, sowohl die in der Form, als auch die in der Farbe, werden ihrer Stofflosigkeit wegen in den proletarischen Mietwohnungen bis auf weiteres wohl noch kein Heimatrecht erlangen.

J. Kl.